Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 190 (1911)

Artikel: Abessinien : Hinreise, Land, Volk und Herrscher
Autor: Kollbrunner, Ulrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374451

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

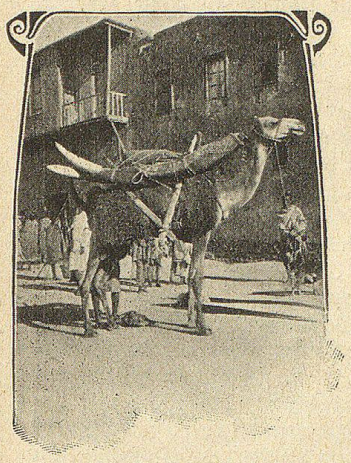
Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abessinien.

Hinreise, Land, Volk und Herrscher.

Von Ulrich Kollbrunner.



In den letzten Dezennien hat nicht gerade ein Land mehr von sich reden gemacht, als Abessinien, dieses merkwürdige Kaiserreich im nordöstlichen Teile Afrikas. Während vor etwa 30 Jahren eine Reise dahin mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war, gelangt man jetzt verhältnismäßig leicht in das Reich Meneliks, des Negus Negesti von Aethiopien. Als Menelik nur noch König von Schoa, einer Südprovinz Abessiniens, war, suchte er in Europa einen Festungsbauer. Der schweizerische Ingenieur Ilg nahm das Engagement an, eignete sich auf Wunsch des farbigen Fürsten noch einige medizinische Kenntnisse an und verreiste im Mai 1878 mit dem Mechaniker Zimmermann und dem Schreiner Appenzeller nach Aden an der Südwestküste von Arabien.

Um die afrikanische Karawanenstation Zeilah zu erreichen, mieteten die drei Schweizer eine elende arabische Barke, die sie in vier gräßlichen Tagen über das Rote Meer hinübertrug, während ein günstiger Wind einen in 40 Stunden diesem Ziele zublasen kann. Ein Faß „Trinkwasser" lag an der glühenden Sonne. Eine Hitze von 52° C lähmte Körper und Geist. Schiffszwieback war die einzige Nahrung. Wollten die Passagiere schlafen, so fraßen ihnen riesige Ratten die Schuhe an, und große Käfer krochen ihnen über das Gesicht.

In Zeilah angekommen, wurden sie von dem ägyptischen Statthalter Abu Bekr Pascha empfangen. Er versprach, ihnen die nötigen Tiere für ihre 150 Kamellasten in 8 bis 14 Tagen zu verschaffen; allein daraus wurden entsetzliche 4 Monate. 120 Tage lang wurden die Reisenden in rätselhafter Weise in dem Skorpionen-, Schlangen- und Wanzenneste zurückbehalten. Endlich erschienen die gewünschten Trag- und Reittiere, die immer in der Nähe gewesen waren und jeden Tag hätten zur Verfügung gestellt werden können. Abu Bekr gab den Fremden sogar seinen einzigen Sohn als ausgezeichneten Führer durch die Wüste mit und zeigte sich plötzlich von einer ganz andern Seite.

Wie ganz anders konnte ich reisen, als ich nach Abessinien ging. Ein flotter Dampfer trug mich von Marseille über das Mittelmeer und durch den Suezkanal das Rote Meer hinunter nach Djibouti, der Hauptstadt der Kolonie „La Côte française des Somalis". Dort nahm ich die Wüsteneisenbahn bis zur Endstation Diridaua und dann ging's in verhältnismäßig gemütlicher Weise per Karawane vorwärts. Damit nun aber der Leser meine weitern Ausführungen verstehe, muß ich ihn etwas mit Weg und Land bekannt machen.

Abessinien ist ein prächtiges Gebirgsland, das aber nirgends ans Rote Meer stößt. Von diesem ist es getrennt durch eine Wüste, in der wilde Nomadenvölker, die Somali und Dancali, hausen. Von den andern drei Seiten her ist es schwer, zum Teil fast unmöglich, ins Land hineinzukommen. Die Bewohner bekennen sich zum koptischen Christentum, sind also eingekeilt zwischen fanatischem Mohammedanismus und gemeinem Fetischdienst. Die gefährlichen Wüstenbewohner erschwerten aber den Verkehr mit Abessinien ebenfalls. Von Stamm zu Stamm mußten die Karawanen schwere Tribute entrichten, welche in Baumwolltüchern, Messingdraht, Perlen, Maria Theresiatalern, Tabak und andern Sachen bestanden. Trotzdem bedurfte es einer starken Bedeckung. Vor Ueberfällen war man niemals sicher.

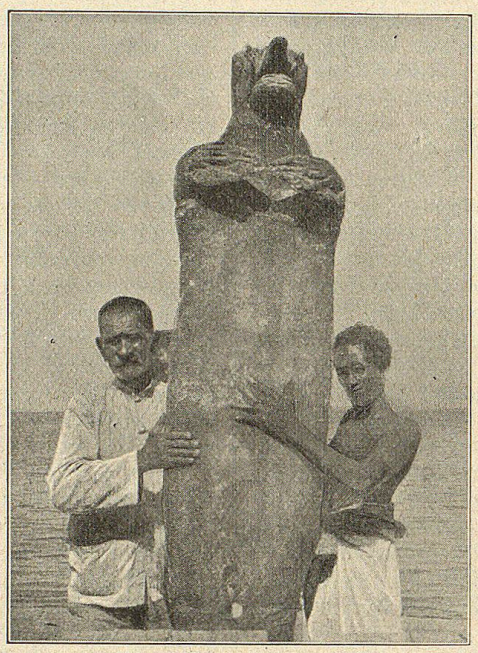
Nachdem der vorhin genannte Ingenieur Ilg Meneliks vollstes Vertrauen erworben hatte, wußte er nach und nach seinen Herrn davon zu überzeugen, daß nur eine Eisenbahn durch die trennende Wüste sein Land zur Entwicklung und in innigeren Kontakt mit den Kulturstaaten bringen könne. So gab denn Menelik zuletzt Herrn Ilg die Konzession, d. h. die Erlaubnis zum Bau einer Wüsteneisenbahn. Darauf gründete er eine französische Baugesellschaft. Allein es war schwierig, Arbeiter zu finden. Die Gesellschaft dachte zunächst an Italiener; aber diese fürchteten die Hitze und die Eingebornen. So mußte man denn die Leute aus Arabien, Syrien, Algerien, sogar aus Indien beziehen. Dieses Sammelsurium stellte durchaus nicht die besten Vertreter der betreffenden Länder dar. Die Bahnarbeiter benahmen sich oft mehr als frei gegenüber den Frauen und Töchtern der braunen Wüstenbewohner, weshalb diese häufig die erstern überfielen und umbrachten. Die Wache mußte immer mehr verstärkt werden. In jedem Baujahr kostete sie 250,000 Franken; denn hinter jedem Arbeiter stand sozusagen ein abessinischer Soldat mit aufgepflanztem Bajonett und geladenem Gewehr.

Der Bau dieser merkwürdigen Wüstenlinie bot noch andere ungeahnte Schwierigkeiten. 30—35 Kilometer weit mußte oft nicht nur das Trinkwasser, sondern auch das Wasser zur Bereitung des Mörtels und zum Mauern überhaupt auf Kamelsrücken hergetragen werden. Wenn die Wasserkarawane nicht bei Zeiten erschien, so legten die dürstenden Arbeiter sofort ihre Werkzeuge nieder, weil sie fürchteten, verschmachten zu müssen. Die Eingebornen schädigten die Arbeiten, wo sie konnten. Sie legten Steine auf das Geleise, rissen die Telegraphenstangen um und zerschnitten die Drähte. Da erklärte der Kaiser: „Wenn noch einmal eine Schädigung vorkommt, so werde ich von dem Stamme, in dessen Gebiet dies geschehen, eine Anzahl Männer einfangen und ihnen die rechte Hand und den linken Fuß abhauen lassen". Das wirkte. Nach 6 Jahren war das Werk vollendet.

Als ich in Djibouti ankam, war der Betrieb auf der Eisenbahn unterbrochen. Ungeheure Regengüsse im abessinischen Vorgebirge, die stürmische Wasseradern momentan weit in die Wüste hinaussandten, hatten Brücken und andere

Bauten weggerissen. Ich fand daher Zeit, mich mit einem erfahrenen Italiener an einem Haifischfang zu beteiligen. Er warf am Abend nach Art der südamerikanischen Gauchos 3 starke Leinen wie Lassos vom Ufer aus ins Meer hinaus und gab seinem Sohne und mir je eine in die Hand, während er die dritte selbst behielt. Bald biß etwas bei mir an; der Mann sprang auf mich zu, nahm mir die Leine weg, zog stetig und vorsichtig an und schleppte einen 2 Meter langen Hai auf den Sand hinaus. Während er zappelte und wütend um sich schlug, fiel ein zirka 60 Zentimeter langer Fisch von ihm ab und zappelte im Sande auf eigene Rechnung. Dies war ein Führer oder Lotse. Die Haifische, obwohl die „Hyänen des Meeres", besitzen nämlich nicht besonders entwickelte Sinne. Sie haben daher kleinere Fische als Führer, die sie zur Beute leiten, auch warnen, und die sich ihnen anschmiegen, wenn nicht gerade eine günstige Aussicht vorhanden ist. Am folgenden Abend zogen wir ein merkwürdiges, schwarzes Tier heraus, das aussah, wie ein dreieckiges „Wähenbrett". Es war ein Rochen mit langem Schwanze, der an der Schwanzwurzel und am Schwanzende je einen gefährlichen Stachel besaß.

Kurz vor meiner Ankunft in Djibouti wurde von Somali-Fischern eine Sirene oder ein Meerweibchen gefangen. Das Tier trug ein Junges an seinen gefüllten Brüsten. Es hatte bei einer Länge von 260 Zentimetern ein Gewicht von 2½ metrischen Zentnern. Die Sirenen werden immer seltener. Zwei Gattungen sind schon ausgestorben. Es kann 4—6 Jahre gehen, bis in der Tadjoura-Bai oder im Golf von Aden ein solches Tier erwischt wird. Ich photographierte das Exemplar, das sich leider schon in vernachlässigtem Zustande befand, achtmal und sah es mir dabei genau an. Es hatte sehr lange, schöne Fingernägel, einen menschenähnlichen, in der Mitte behaarten Kopf mit großer Nase, eine Halseinsenkung und Augenbrauen wie der Mensch. Gegenwärtig befindet es sich im Musée de Cluny in Paris. Die Sirenen sind Meersäugetiere, wie z. B. die Wale. Aber sie nähren sich nicht von Fischen, wie jene, sondern von Pflanzen, von Seetang, Schilf, Algen. Nach Sonnenuntergang gehen sie ans Land und weiden. Bei zurückgehender See kann ein solches Tier hilflos liegen bleiben und dann erlegt werden.



Sirene oder Meerweibchen.

Weil ich nach einer Woche Aufenthalt in Djibouti absolut vorwärts kommen wollte, wurde mir als Freund von Minister Ilg ein Extrazug hergerichtet. Ich fuhr in einem Salonwagen bis nach Adagalla, auf einer Dräsine bis nach Mullu und auf einem leeren Steinwagen bis nach Diridaua. Die Herrlichkeit nahm also rasch ab. In Adagalla konnte eben die Lokomotive nicht weiter fahren; in Mullu transportierte man mich über das Wasser zu einem andern Dampfroß. Zuerst durchfuhr ich steinige, gebirgige Partien, dann ganz schwarze Gegenden vulkanischen Ursprungs, hernach grüne Gebiete, welchen das oxydierte Kupfer des Gesteins diese Farbe gab, und erst jetzt kam ich in die eigentliche Wüste, in der ich nur Sand und Himmel sah. In den steinigen Gegenden, wo ich doch keine Vegetation zu erblicken vermochte, gingen Herden von Dromedaren und afrikanischen Fettschwanzschafen ihrer Nahrung nach. Von Zeit zu Zeit flankierte ein quadratischer Wacht- und Schutzturm die Linie, in welche Gebäude sich die Bahnwärter zu flüchten haben, wenn sie von den Eingebornen angegriffen werden sollten (was jetzt zwar nicht mehr vorkommen soll). Etwa bog die Eisenbahn von der Geraden total ab und umfuhr eine Steinpyramide mit Umfassungsmauer. Dies aus folgendem Grunde:

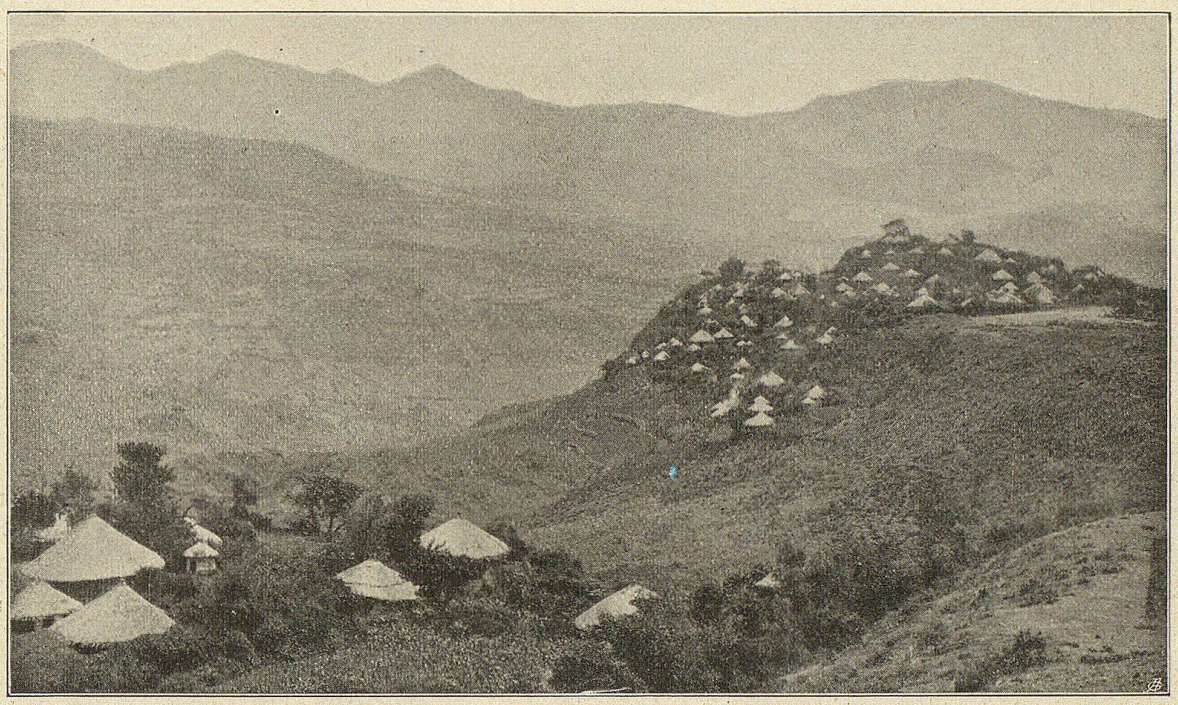
Die Wüstenbewohner beerdigen ihre Angehörigen da, wo sie sterben, d. h. sie häufen Steine auf den Leichnam hinauf, damit ihn die Hyänen nicht fressen können. Ist der Verstorbene ein Häuptling oder Priester gewesen, so wird die Pyramide hoch gemacht, aus größern Steinen hergestellt und rings herum von einer kolossalen Mauer umgeben. Nach mohammedanischen Begriffen ist nun alles heilig an einem solchen Grabe; es darf daran absolut nichts geändert werden. Die größte Entschädigung hätte die Erlaubnis zur Verlegung einer solchen Stätte nicht erreicht; die Ingenieure mußten daher beim Trassieren diese Gräber umgehen.

In der Wüste sah ich Tausende und Abertausende von 5 und mehr Meter hohen Termitenbauten, die mir von weitem als große Eingebornenhütten erschienen. Die Termiten oder „weißen Ameisen" tragen die Sandkörnchen zusammen und sondern dabei eine Art Speichel ab, der den besten Mörtel vorstellt. Kein Sandsturm kann einer solchen Wohnung etwas anhaben; nur mit dem Pickel bringt man Stücke weg. In der Ferne erhoben sich ungeheure Sandhosen, und während 20 Minuten sah ich einmal eine prachtvolle Fata Morgana, welche die Gegend von Gildessa mit Wasser und üppiger Vegetation vortäuschte. Nachdem die Wüste durchquert war, kam mir das abessinische Vorgebirge zu Gesichte; es zeigten sich die ersten Wasserläufe; da und dort flog eine schwere Trappe (eine Art Stelzvogel) auf; in großen Sätzen flog eine leichtfüßige Gazelle davon; „tot, bedeckt mit Staub und Schaum", fuhr ich endlich in der Endstation Diridaua ein.

Und nun beginnt die Reise per Karawane. Ich hatte 3 Kamele und 5 Maultiere zur Verfügung. Der Kamele hätte ich nicht bedurft; aber es mußten für einen Kaufmann gerade Waren mitgenommen werden. Das Reisen per Karawane ist ein Genuß. Land und Leute lernt man so genau kennen. Man kann sich auch dem Jagdvergnügen hingeben. Man ist bis zu einem gewissen Grade alleiniger

Herrscher. Dienstfertige „schwarze Seelen" harren der Wünsche des Weißen, um sie allerdings sehr oft auch nicht zu erfüllen. Das Haus (Zelt) wird mitgetragen; denn in Abessinien gibt es an der „Heerstraße" keine Hotels. Jeden Abend wird es aufgestellt, jeden Morgen abgebrochen und aufgeladen. Selbstverständlich wird auch das Bett mitgeführt.

Unter den Eingebornen herrscht da strenge Teilung der Arbeit, doch so, daß keiner zu viel zu tun bekommt. Der Koch besorgt nur die Küche und bildet sich dabei nicht wenig ein. Ein Diener muß für Holz und in dessen Ermanglung für dürren Mist von zahmen und wilden Tieren sorgen.



Aliu Amba, bedeutender Marktort in Schoa.

2 Diener hatten die Maultiere unter sich; sie mußten sie beladen und frei machen, auf die Weide schicken, überwachen und zurückholen. Ein besonderer Diener trug später stolz den mir von Ras Maconnen geschenkten, mit Silber reich beschlagenen Schild voraus und rührte sonst nichts an. Kurzum, es wird jede Ueberanstrengung vermieden.

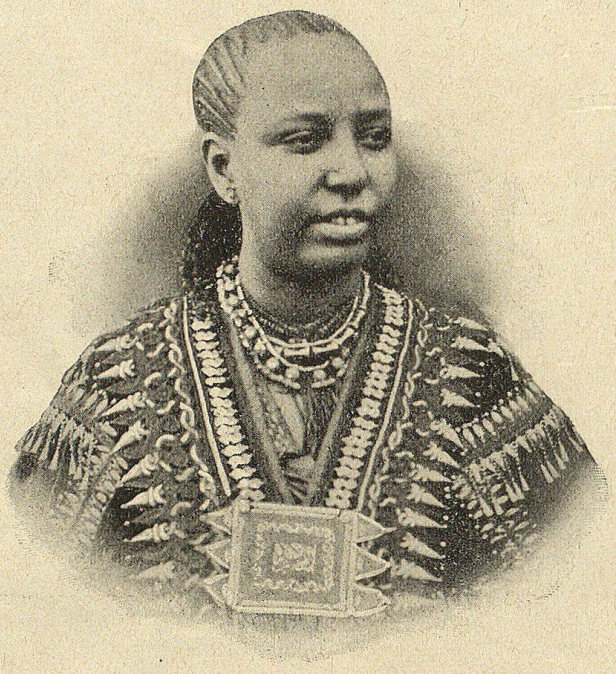
Man muß immer dafür sorgen, daß man am Abend noch Wasser erreicht. Die Kamele können einige Tage dürsten, die Maultiere aber nicht. Im weitern muß man so früh bei der Wasserstätte ankommen, daß die Tiere noch vor Sonnenuntergang weiden können. Wie die Sonne untergeht, wird es sofort dunkel; eine Dämmerung kennen die Tropen nicht. Da erscheinen sofort die wilden Tiere (Hyänen) und würden Maultiere und Kamele angreifen. Die Kamele werden unterbunden, die Maultiere mit einem Hinterbein an ungemein starke, tiefwurzelnde Grasbüschel angebunden.

Wie die Sonne untergegangen ist, so fangen die Hyänen in langgezogenen Tönen an, das Lager anzubrüllen. Dann wird's stille. Das Feuer flackert und hält alle Raubtiere in respektvoller Entfernung. Nach und nach geht es aber aus; der eintönige Gesang der Schwarzen verstummt; die Bestien schleichen heran. Aber da sind gute Wächter vorhanden. Das sind die Maultiere. Sie legen sich nie nieder. Sobald sie die Raubtiere wittern, schütteln sie den Kopf und die Mähnen und blasen durch die Nüstern, als hätten sie Pfeffer in die Nase bekommen. Wenn der Schläfer im Zelte drin immer noch nicht erwacht, so stampfen sie mit dem freien Hinterbein den Boden. Nun erhebt man sich vom Feldbett, nimmt das Gewehr, geht zu den geängstigten Tieren hin, tröstet und ermutigt sie, läßt einige Schreckschüsse los, wodurch auch die Feuerwächter wieder zum Leben gelangen, läßt das Feuer wieder lebendig werden und legt sich abermals schlafen. Nach einigen Stunden widerholt sich genau derselbe Rummel; man tut dasselbe und — so wird es morgen. Die Sonne erscheint am Horizonte; sofort wird es ganz hell; eine Dämmerung gibt es also wieder nicht. Es wird abgekocht, aufgeladen und abmarschiert, und so ist ein Tag, wie der andere.

Auf dem Wege zur Hauptstadt Adis Abeba, der in 3 Wochen zurückgelegt wird, erreicht man zuerst die von einer hohen Mauer umgebene Stadt Harar; dann kommt man zu den Stationen Garsa und Tschalanco, wo Menelik eine blutige Schlacht gewann und so in den Besitz der wichtigen Provinz Harar kam. Darauf erreicht man Schola und Guresa, in dessen Wäldern sich die schönsten Affen der Erde befinden, später Kunni mit einer Festung und das reiche Tal Tschertscher mit seinen Elefantenherden. Hernach geht's zum Strom Hawasch, der Schoa von den Gallaländern trennt, und jetzt erfolgt der Aufstieg zum Plateau

von Minschar mit seinen reichen Feldern an Durra (Negerhirse), Weizen, Tief (eine Getreideart) und Baumwolle. Von Minschar stiegen wir noch höher zum Plateau von Schonkara (= Zuckerland; da kommt aber der hohen Lage wegen weder die Zuckerpflanze noch die Baumwollstaude vor), und endlich gewinnen wir das 3. Hochplateau mit der Ortschaft Gadaburca, um einige Tage nachher in Adis Abeba in der Provinz Antotto einzuziehen.

Auf dieser Reise sind wir durch beispiellos fruchtbare Gegenden, durch Wälder mit tropischen Baumriesen, durch endlose Weidegründe, über Schluchten mit vertikalen Abstürzen, über zahlreiche Gebirgsketten, durch Talgründe mit Fieberluft und Moskitos gekommen. Wir sahen endlose Schafherden und Tausende von großhörnigen Ochsen abends zur Tränke gehen; wir bewunderten am Tage die Riesenkronen der Sykomoren, die erdrückende Wucht des Urwaldes, den unglaublichen Fruchtreichtum der herrlichen Banane, bei Nacht die stille Majestät des Firmamentes, die wunderbare Klarheit der Sterne und den unbeschreiblichen Glanz einzelner Gestirne.



Woïsero Taitu, Kaiserin von Abessinien.

Wer nach Abessinien kommt, muß sich um die Tierwelt interessieren, er mag wollen oder nicht. Es dürfte wohl kaum ein Land auf dem ganzen Erdenrund geben, das einen solchen Reichtum der Fauna zeigt, wie die „afrikanische Schweiz". Fangen wir an mit der Vogelwelt. In Lüften schweben die nützlichen Aasgeier, die mit schärfstem Auge aus größten Höhen jedes Aas entdecken. Ihre Gefährten sind zahllose Adler, welche nicht bloß an unzugänglichen Stellen, sondern manchmal nur auf einer hohen Sykomore ihren Horst aufschlagen. Ueberall hört man das häßliche Gekrächze einer Art Krähen, das dumpfe Gurgeln dickschnäbeliger, großer Bergraben und das Girren schöner Turteltauben. Man bemerkt eine solche Masse von Habichten, Sperbern, Falken und andern Raubvögeln, daß man sich fragen muß, woher diese Räuber alle ihre Nahrung beziehen. Am Morgen hört man oft ein solches Gackern und Rufen der Perl-, Birk- und Rebhühner, daß die ganze Umgebung ein einziger Hühnerhof zu sein scheint. Bei einem Schusse steigen dunkle Scharen von Wildtauben aus den frisch besäten Feldern der Galla auf, und ich sah zweimal, wie ein in der Höhe angeschossenes Exemplar von einem Raubvogel erwischt wurde, bevor es nur den Boden erreicht hatte.

Und dann erst noch die farbigen Vögel! Sprachlos vor Erstaunen sitzt der Fremde auf dem Maultier, wenn er diese herrlichen Geschöpfe im afrikanischen Sonnenschein, in allen Regenbogenfarben schimmernd und schillernd, womöglich noch zur Zeit der Liebe mit dem Hochzeitskleide angetan, von einem Baum zum andern flattern sieht. Ich will hier meine persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen nicht erzählen, weil ich nicht in den Verdacht des Jägerlateins kommen möchte, dagegen ein Erlebnis von Minister Ilg mitteilen. Er hatte versuchsweise in seinem Garten Kernobst, Steinobst und Beerenfrüchte gezogen oder ziehen wollen. Da kamen beständig Vögel und fraßen den erwünschten Segen weg. Ilg stellte nun Diener an, welche den ganzen Tag die Diebe wegschossen; aber es erschienen immer wieder neue. Da schoß er 2 Adler und pflanzte sie mit ausgebreiteten Flügeln im Garten auf. Die Besucher stutzten anfänglich etwas, gingen aber bald unter und über die Adler, um ihren Hunger zu stellen und setzten sich sogar nach einigen Tagen auf die Popanze. —

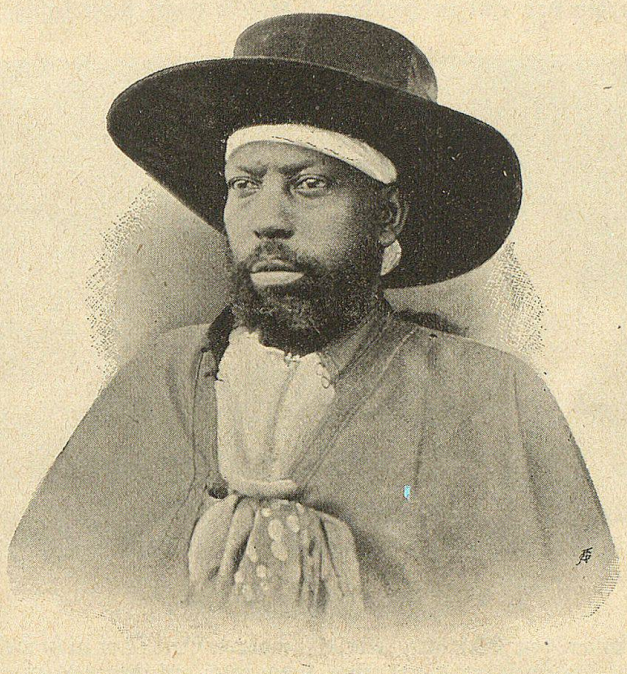
Gehen wir über zu den Vierfüßern. Am „populärsten" ist die Hyäne. Auf Schritt und Tritt begegnen wir ihren Spuren. Sie ist ein nützliches Aastier, zieht aber doch eine frische Fleischspeise dem Aase vor. Daher lauert sie immer in der Nähe der weidenden Einzeltiere oder Herden. Am Tage fürchtet sie eine Attacke auf die Beute; des Nachts ist sie aber sehr gefährlich. Mehr als einmal sah und hörte ich, wie die Galla die ganze Nacht lärmend und pfeifend um ihre Herden herumgehen, um die Raubtiere fernzuhalten. Selbst am Tage ist es geboten, sich nie ein Tier zu weit von den andern oder von den Zelten entfernen zu lassen. Freund Ilg verlor wegen der Unachtsamkeit seiner Diener 2 gute Maultiere, ebenso der französische Kolonist Fanaud. In allen Fällen sprangen die Hyänen aus dem Versteck an das Tier heran und rissen ihm mit ihrem fürchterlichen Gebisse ein solches Stück Fleisch vom Leibe weg, daß es zugrunde ging. Ueberall gräbt sich die Hyäne ein anderthalb Meter tiefes, schiefes Loch. So entzieht sie sich den Strahlen der Sonne und legt sich auf die Lauer. Sie ist auch eine ausgezeichnete Mauserin. In Abessinien findet man fast katzengroße Mäuse. Wenn die Hyäne ein solches Tier ausgewittert hat, so fährt sie mit ihren kräftigen Pranken in die Erde und erreicht in kürzester Zeit die Beute. In das Wasser gehen die Hyänen nicht. Ein Franzose, der von hungrigen Hyänen verfolgt wurde, rettete sich mit seinem Tier durch einen Ritt in den Aramayasee.

In Harar war ich Gast im Hause der Madame Duchka, die im Hofe einige Hyänen hielt. Jede Nacht kamen nun trotz der geschlossenen Tore von außen her die Hyänen, die städtischen Straßenreiniger, herein. Da hörte ich immer das Zwiegespräch zwischen den freien und den eingesperrten Bestien. Tote Tiere braucht man in Harar nicht zu beerdigen. Man legt sie auf die Straße oder läßt nachts den

Hof offen. Am Morgen ist der größte Maultierkadaver verschwunden. Man geht dort allerdings nicht zu jeder Stunde in der Nacht aus einem Sänger- oder Jahrgängerverein nach Hause.

Abessinien ist ferner das Land der Affen. Auf den Sykomoren liegen in Scharen die herzigen, geselligen, beweglichen Meerkätzchen, die sich beständig auf der Sonnenseite befinden und manchmal ihrer Zahl wegen dem Baume ein ganz gesprenkeltes Aussehen geben. (Ueberhaupt richten die Affen ihren Kopf immer nach der Sonne und drehen sich immer nach ihr; sie fürchten also den Sonnenschein nicht, wie viele europäische Damen, die beim schüchternsten Strahl sofort den Schirm aufsperren). Weniger gefielen mir die gewöhnlichen grauen Affen, die den Durra- und Bananenpflanzungen sehr schädlich sind. Wenn sie einen Einfall machen, so stellen sie geschickt Wachtposten aus. Eine weitere Abteilung beißt und hackt die schwerbeladenen Stengel ab, und die dritte Abteilung trägt den Raub an einen Ort hin, wo man ihn in Gemütsruhe verzehren kann.

In den Gallagebieten kam ich in Täler, in welchen sich Hamadryas befinden. Diese können sehr ungemütlich werden. Bei den Frauen und Mädchen sah ich immer mit Stöcken bewaffnete Männer, weil männliche Hamadryas Angehörige des weiblichen Geschlechtes schon überfallen hatten. Als ich da einmal einen Hohlweg hinaufzog, hörte ich auf den Höhen links und rechts einen Heidenlärm. Es waren Hamadryas, die ihrer sittlichen Entrüstung über mein Kommen auch durch Herunterrollen von Steinen unzweideutigen Ausdruck gaben.



Menelik, Kaiser von Abessinien.

Wunderbar schöne Tiere sind die Guresa- oder Guereze-Affen. Eine große, prächtige Provinz ist nach ihnen benannt. Ueber ihren Rücken hin zieht sich ein schwarzer Schild, der seitlich von weißen Bändern flankiert ist. Der lange schwarze Schwanz trägt eine große weiße Quaste. Die Tiere putzen sich immer und sind daher tadellos sauber, prachtvoll schwarz und weiß. Ich schoß 4 Stück und konstatierte, daß das Rückenhaar bis 35 Zentimeter lang wird. Es sind also in gewissem Sinne Angora-Affen. Wenn sie gejagt werden, fliehen sie von einem Baume zum andern, doch nie weit. Ist die Umgebung niedriger als ihr augenblicklicher Aufenthaltsort, so fliegen sie abwärts, indem sie den wallenden Schwanz nach Art fallender Katzen aufrecht stellen, die Hände ausbreiten und bei der Ankunft in niedrigerem Buschwerk die Zweige rasch zusammenschlagen, um den Fall etwas zu mildern. Wer je diese ungeheuern Fledermäuse fliegen gesehen hat, wird den einzigartigen Anblick nie vergessen. Man sollte eigentlich die harmlosen Tiere nicht töten, da sie lediglich von Waldfrüchten leben und in den Pflanzungen keinen Schaden anrichten. Ihre Schönheit bringt ihnen eben das Verderben.

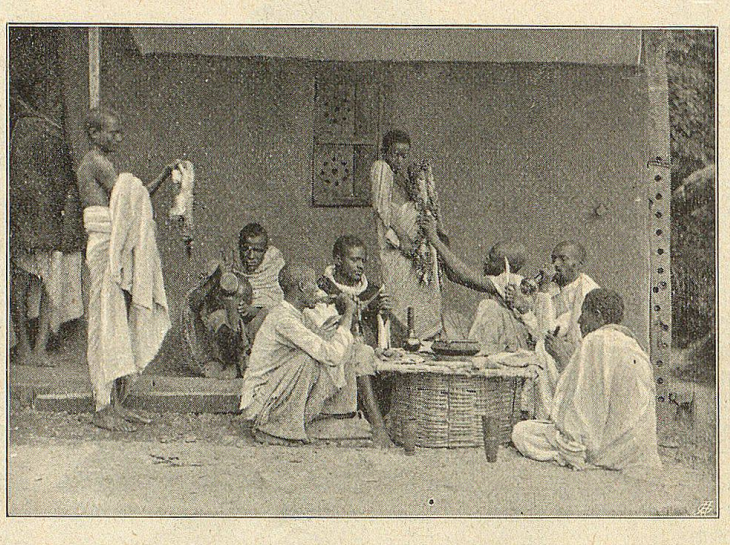
Die Affen sind ungemein solidarisch gesinnt. Angeschossene oder getötete Tiere werden häufig von den andern fortgetragen. Der Berner Fahrni (jetzt Oberingenieur in Griechenland) sah einmal, wie die Gefährten eines verwundeten Affen diesem Blätter auf die Wunde legten, um das Blut zu stillen. Ein andermal verwundete Fahrni auf der Jagd in Abessinien einen Affen. Sein Hund eilte auf ihn zu und wollte ihn packen. Da kam ein größerer Affe, faßte den Hund an beiden Ohren, schüttelte ihn tüchtig, ließ ihn dann los und trug den Gefährten fort.

Der Löwe wird meistens zu günstig beurteilt. Sowohl seine Großmut als auch sein Mut gehören der Sage an. Der Löwe flieht den Menschen. Er greift ihn nur an, wenn er verwundet ist oder schon Menschenfleisch zu kosten bekam, oder wenn ihm außerordentlicher Hunger auch ungewöhnlichen Mut verleiht. Er ist ziemlich schwerfällig, macht also mehr im Beschleichen. Merkwürdig ist die Tatsache, daß er immer brüllt, bevor er auf die Jagd geht. So verrät er sich ja. Die Meinungen über dieses Verhalten sind so verschieden, daß ich sie gar nicht anführen mag. Er geht nur in der Brunstzeit mit der Löwin. Daß er mit den Jungen den guten Vater spiele und sie zur Jagd anleite, gehört ins Gebiet der Fabel. In der abessinischen Provinz Wolaga wurden vor 15 Jahren immer Menschen geraubt. Ihre Zahl stieg auf 60. Ilg vermutete, der Räuber sei ein Leopard. Da versprach Menelik demjenigen, der das Tier tötete, den Kriegerorden. Ein abessinischer Jäger erlegte den Missetäter. Es war ein alter, ganz grauer Löwe, der für die Jagd auf Antilopen und Gazellen zu unbeholfen, zu ungelenk war und sich daher an die Menschen machte. Der Mensch ist nämlich im allgemeinen die für das Raubtier am leichtesten zu erreichende Beute.

Ungemein geschmeidig, rasch und flink ist der Leopard. Er stellt sehr häufig den Herden, namentlich aber auch den Affen nach. Die Abessinier wünschen durchaus nicht, daß man den Leopard ernsthaft verfolge, weil dann sofort die schädlichen Affen zu sehr überhand nähmen. Wie intelligent diese letztern auch sind, der Leopard ist doch noch schlauer. Er wird etwa gefangen in Fallen, die man in eine Astgabel hineinlegt. Sie haben die Form einer Fischreuse und enthalten ein Locktier. Der Leopard springt auf den Baum, drängt den Kopf in die Schlinge der Falle hinein, streckt die Tatze nach dem Locktier aus und hängt sofort nach dem Ziehen mit der losgelösten Falle in der Luft. Ilg brachte

ein riesiges Tier nach Hause, das er auf diese Weise gefangen hatte.

Es würde zu weit führen, wenn ich jede Tiergattung besprechen wollte. Aber vom Elefanten müssen wir doch etwas hören. Wenn der mörderischen Jagd auf diese Tiergattung in Afrika nicht Halt geboten wird, so kommt eine Zeit, da man die letzte Elefantenherde in einem Schonrevier gerade so sorgfältig wird pflegen müssen, wie jetzt die letzten Prärienbüffel im Yellowstone National Park in Nordamerika. Es hat zwar in Zentralafrika noch sehr viele Elefanten, für deren Tötung die Neger dankbar sind; allein die Mordwaffen der heutigen „Kulturvölker" sind so ausgebildet, daß überall das Schlimmste zu befürchten ist. Am meisten abessinische Elefanten hat es im untern Teil des sog. Tschertscher, wo noch Herden von einigen Hundert Stücken existieren mögen. Es besteht zwar das Gesetz, daß für den Abschuß jedes Elefanten die Erlaubnis des Kaisers nötig sei; aber die weißen Jäger kehren sich nicht darnach. Dann müßte nach einer weitern Forderung dem Kaiser von jedem erlegten Tiere ein Zahn abgeliefert werden; aber auch darum kümmert sich niemand (mit einer einzigen rühmlichen Ausnahme). Menelik würde zwar von einem weißen Jäger den Tribut nicht annehmen; aber die Ehre dürfte man ihm doch erweisen. Russische, belgische und amerikanische Jäger haben unter den Elefanten Abessiniens schon arg aufgeräumt. Die einen jagen aus Ehrsucht und Mordlust, die andern wegen des Gewinnes. Der afrikanische Elefant hat größere Zähne als der asiatische; zudem ist sein Elfenbein besser. Bekanntermaßen ist der gewaltige Dickhäuter ein sehr intelligentes Tier. Ilg sah z. B., wie ein an der Sonne stehender angebundener Elefant seine Stirne der Strahlen wegen dicht mit Heu bedeckte.



Abessinier bei der Mahlzeit.

Nun einige Worte über die abessinische Pflanzenwelt. Vor allen sei dir ein Lied gesungen, du herrliche, dankbare Banane! (Musa, Pisang, Paradiesfeige). Die Banane trägt auf einer baumartigen Staude eine gurkenähnliche, schmackhafte, nahrhafte Frucht. Ein Stamm gibt bis 40 kg Früchte, und da an derselben Stelle in einem Jahre 3 fruchttragende Stämme hintereinander erscheinen können, so kann eine einzige Pflanze über 2 Zentner Früchte liefern. Auf gleicher Fläche gibt sie 133 mal mehr Nahrung als Weizen. Die besondere Art Musa Ensete in Abessinien wird 9 Meter hoch und trägt 6 Meter lange und 90 Zentimeter breite Blätter. Die Früchte dieser Abart sind aber ungenießbar.

Reichlich lohnt den Anbau auch die Durra oder „Negerhirse" (Sorghum). Man denke an einen Maisstock, der einen schwarzbraunen Zapfen trägt. An diesem hat es bis 8000 kleine, runde Sämchen. Aus ihnen wird ein gutes Mehl bereitet, welches das abessinische Brot liefert. Jedes Sämchen ist imstande, wieder eine Pflanze zu erzeugen.

Ein charakteristischer Baum Abessiniens ist der Kussobaum (Hagenia abyssinica). Er wird bis 20 Meter hoch und hat eine große Bedeutung dadurch, daß aus seinen Blüten das Kusso, das beste dortige Bandwurmmittel, bereitet wird. Jeder Abessinier hat nämlich den Bandwurm, da fast alles Fleisch roh genossen wird.

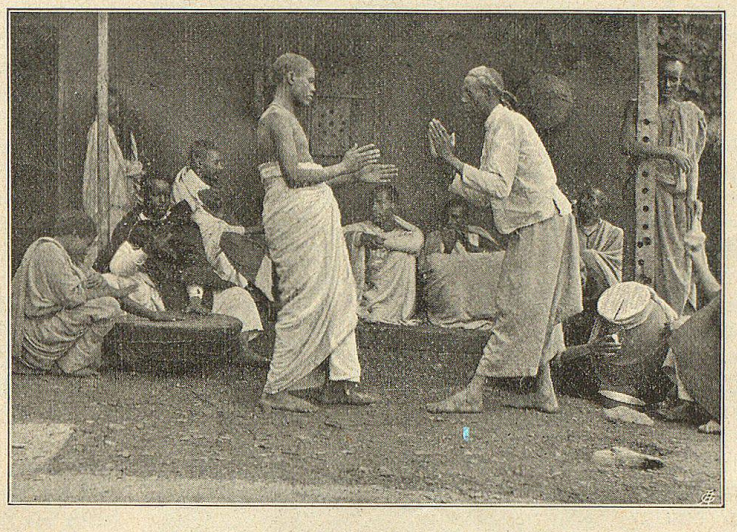
Einen unvergeßlichen Anblick bietet der Urwald. Ueberall lautlose Stille. Hie und da hören wir das Gekreische der von einem Leoparden aufgeschreckten Affen. Ein bedrohter Vogel fliegt hastig zu einer dichtern Baumkrone. Ein am Boden schleichendes Raubtier tritt auf einen krachenden Ast. Sonst überall Ruhe. Alles strebt nach Luft und Licht. Die Pflanzen, die sich nicht hinaufzuringen vermögen, gehen bald unter. Sie bilden mit den abgefallenen Teilen eine dicke verwesende Schicht. Ein Baumriese fällt und reißt im Sturze schwächere Nachbarn mit. Entweder halten ihn noch starke Lianen (Schlingpflanzen), so daß er in schiefer Stellung bleibt, oder er streckt sich lang auf dem Boden aus und vermodert. Bald ist er nicht mehr sichtbar unter den Pflanzen, die rasch auf ihm wachsen. Auf den großen Waldbäumen wachsen Schmarotzerpflanzen, die selber wieder riesige Bäume vorstellen. Es gibt keine Partien, in denen fast nur eine Pflanzengattung vertreten ist, wie bei uns im Buchen- oder Tannenwald; sondern fast mit jedem Schritte treffen wir einen andern Baum.

Die Bevölkerung Abessiniens ist sehr gemischt. Die eigentlichen Abessinier, ziemlich hübsche, mittelgroße Leute, mit krausem Haar, sind koptische Christen. Ihr Kultus ähnelt vollständig dem römisch-katholischen. Die Hauptheiligen sind Michael und Georg; dann gibt es noch viele Landesheilige. Die Abessinier haben auch Rosenkranz, Messe, Beichte, Wallfahrten und wundertätige Quellen. Die Priester können heiraten, dürfen dann aber keine Beichte abnehmen. Dazu sind nur Mönche berechtigt, die das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben. Die Gebete sind in der alten Geez-Sprache geschrieben und werden von den Priestern immer noch so gelesen und gesprochen; also verhält es sich ähnlich, wie mit dem Gebrauch der lateinischen Sprache in der römisch-katholischen Kirche. Dagegen findet keine Firmung statt. Das Land hat 160 Feiertage, die streng beobachtet werden. Der Abessinier braucht ja

nicht viel zu arbeiten. Sehen wir uns einmal das Osterfest an.

Am Chardonnerstag Abend wird zu fasten angefangen. Am Charfreitag und Samstag wird weiter gefastet und beständig unter Kniebeugen gebetet. Am Samstag abend darf nach Sonnenuntergang geschlachtet und die Fleischküche vorbereitet, doch noch nichts genossen werden. Nach dem ersten Hahngeschrei, der gewöhnlich bald nach Mitternacht erfolgt, kracht ein Kanonenschuß, und dieser ist das ersehnte Zeichen zur Wiederaufnahme der Mahlzeiten. Der Hahnschrei bedeutet, daß Christus wieder erstanden sei.

Einen großen Bestandteil der abessinischen Bevölkerung machen die Galla aus, die von Süden her ins Land einbrachen. Sie waren ursprünglich alle Heiden; jetzt sind viele Galla Christen, auch Mohammedaner. Nach langem Ringen wurden die Galla, die einst ein Volk von 25 Millionen Seelen ausmachten, von den Abessiniern besiegt und unterworfen. So sind denn die Galla die eigentlichen Ackerbauer. Der Kaiser teilte die von ihnen eingenommenen Gebiete in drei Teile. Ein Drittel gehört ihm, der Krone; ein Drittel ließ man den Galla, den früheren Besitzern, und das letzte Drittel wurde parzelliert und verkauft. Menelik begnügte sich nicht nur damit, die Galla im eigenen Lande zu besiegen. Er wandte sich nach Süden in ihr Stammland hinein und unterwarf sich alles Gebiet bis zum Rudolfsee.



Abessinier bei fröhlichem Gelage.

Dann hat es namentlich in der Provinz Harar viele Mohammedaner. Daß diese eine christliche Oberhoheit nur mit stillem Ingrimm ertragen, ist selbstverständlich. Ueberall haben sie Schulen; denn der Inhalt des Korans, des mohammedanischen Gesetz- und Religionsbuches, muß unbedingt gelehrt werden. Bei ihnen trifft man natürlich keinen Alkohol, mit dem sich die schwarzen Christen so oft berauschen.

Neben den genannten Völkerschaften gibt es noch eine Unmasse von Mischrassen, die bei den beständigen Einwanderungen, Kämpfen und Wandlungen entstanden sind.

Betrachten wir nun das Volk, das uns doch am meisten interessiert, die eigentlichen Abessinier, noch etwas näher. Sie sind nicht etwa schwarz, wie man glauben möchte, sondern nur gelb- oder dunkelbraun. Man kann einen Abessinier nicht mehr beleidigen, als wenn man ihn „Neger" tituliert. Seine gerade oder gebogene Nase hat nichts Negerartiges. Seine großen, intelligenten Augen haben etwas Lauerndes. Das schwarze Haar wird von den Frauen in zahlreichen Strähnen oder Zöpfchen — bis 3 Dutzend — getragen. Diese fettet man ein und bestreicht sie mit einem grünen Pulver. So halten sie längere Zeit, besonders wenn der Kopf der Schönen des Nachts nur in einem ausgerundeten Holz ruht. Das Familienleben der Abessynier kann nicht gerade ansprechen. Vielweiberei ist nur bei den Reichen üblich. Die ohne kirchliche Trauung geschlossene Ehe ist leicht lösbar. Die Kinder beiderlei Geschlechts werden beschnitten. Der Abessinier ist arbeitsscheu; die Dienenden behandelt er aber in patriarchalischer Weise. Dem Europäer kommt er meistens mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen. Er verspricht alles, kann aber einen durch passiven Widerstand zur Verzweiflung bringen. Diesen zeigt er besonders, wenn er meint, der Fremde könnte in seinem Lande einen Gewinn davontragen.

Schreiben und Lesen können nur die höhern Klassen. Von eigentlichen Schulen ist keine Rede. Die Reichssprache ist das Amharische, benannt nach der Hauptprovinz Amhara. Die Getränke sind Wasser, Tetsch und Dala. Der Tetsch oder Honigwein wird bereitet aus dem Honig der zahmen und wilden Bienen. Diese kommen in Scharen vor. Es werden große tönerne Gefäße, die weibliche Hafner verfertigen müssen, halb in den Boden eingegraben, zum größten Teil mit Wasser gefüllt und mit Honig und Geschoblättern versehen. Durch letztere entsteht eine Gärung; nach derselben hat man ein Getränk, das tüchtig berauschend wirken kann. Das Dala oder abessinische Bier gewinnt man in gleicher Weise aus ausgewachsener Gerste. Auch es kann „dumm" machen; es wirkt aber angenehm abführend.

Warum essen die Abessinier das Fleisch ungekocht? Dies tun sie seit dem 16. Jahrhundert. Da wurden sie arg von Feinden bedrängt und erlitten überall Schlappen. Ihr damaliger Kaiser Claudius glaubte, daß die Feuer beim Abkochen den Feinden ihren Aufenthaltsort jeweilen verrieten und verbot daher die Feldküche. Alle Speisen mußten von jetzt an roh genossen werden. Da schmeckte aber den Abessiniern das ungekochte Fleisch so gut, daß sie auch nach dem Kriege kein anderes mehr haben wollten. Mit dem erwähnten Kusso bringen sie zwar den Bandwurm nicht weg, aber doch zu einer anständigeren Aufführung. Der Tag, an welchem sie Kusso nehmen, ist heilig. Da darf kein Abessinier gestört werden. Er hat weder vor dem Richter noch einer andern Amtsperson zu erscheinen. Selbst der Kaiser bekäme keinen Kusso-Esser zu Gesicht.

Bei abessinischen Festlichkeiten nimmt der Gastgeber in freundlichster Weise den Ankommenden die Waffen ab und

versorgt sie gut. Wenn sich dann die Herren Gäste nach reichlichem Genusse von Dala und Tetsch in die Haare geraten, so können sie sich höchstens mit den Fäusten traktieren. Der „Chirurg“ bekommt dann nichts zu tun.

Kopf und Füße werden nicht bedeckt; nur die Mohammedaner tragen Sandalen. Und da mußte ich doch oft meine Begleiter bewundern. Es ging ja über Stock und Stein, oft durch Dickicht und furchtbar dorniges Gestrüpp (auf der Jagd); der barfüßige Abessinier kam aber überall durch und klagte nicht. Am Abend zogen sich allerdings die Läufer gegenseitig die Dornen aus; am Morgen waren sie aber wieder absolut fußtüchtig.

Jeden Tag, auch vor der ärmsten abessinischen Hütte, wird Brot gebacken. Die Frau reibt das Durrakorn auf einem Stein, sammelt das Mehl in einen Blechteller, schüttet Wasser dazu und stellt das Gefäß auf drei Steine, zwischen welchen ein kleines Feuer brennt. In einigen Minuten ist das Brot fertig. Man kann die Flade um den Arm wickeln; aber sie schmeckt angenehm und ist sehr nahrhaft. Will der Europäer mit Appetit essen, so sieht er besser der schwitzenden und schneuzenden Bäckerin nicht zu. So tut er auch gut, wenn er an den in den Dala- und Tetschgefäßen heraufschwimmenden Käfern, Würmern und Pflanzenresten keinen Anstoß nimmt, sondern mit Heldenmut neben dem Flüssigen etwa auch noch etwas Festes verschluckt.

Abessinische Frau.

Wo man hinkommt, trifft man wilde Bienen. Wenn eine Karawane in einen Schwarm hineinkommt, können sie gefährlich werden. Sie erzeugen eine unglaubliche Masse von Honig. Ich konnte mir anfänglich die vielen hohlen Baumstücke, eine Art Tönnchen, die an den höchsten Sykomoren aufgehängt waren, nicht erklären. Die Eingebornen laden so die wilden Bienen zur Gründung ihrer Nester ein. Sie wissen den Zeitpunkt ganz genau, da sie mit Honig gefüllte Behälter antreffen. Der größte Honigbesitzer ist der Kaiser. Er empfing einmal 10,000 Säcke à 60 Liter = 600,000 Liter Honig in einem Jahre. Der ganze Vorrat wird jeweilen zur Honigweinfabrikation verwendet; denn der Kaiser braucht unendlich viel Tetsch. Bei ihm werden manchmal gleichzeitig 25—30,000 Mann abgefüttert, und da fließen Tetsch und Dala in Strömen.

Mit den Verkehrsmitteln steht's in Abessinien noch schlimm. Es führt zwar eine sogenannte „Heerstraße“ von Harar nach Adis Abeba; doch wollen wir uns diese einmal etwas näher ansehen. Wir reiten in der Trockenperiode in leeren Flußbetten mit riesigen Steinen und plötzlichen Absprüngen. Wir steigen über holperige Päße mit großen Löchern oder scharfem Geröll. Wir ziehen auf schmalem Pfade an Abgründen hin, schließen die Augen und überlassen dem Maultier die Verantwortlichkeit. Der abessinische Verkehrsweg ist eben das Maultier. Als Minister Ilg seinen Herrn auf die Notwendigkeit des Baues von Straßen nach europäischem Muster aufmerksam machte, antwortete der Monarch: „Wenn ihr in Europa so gute Maultiere hättet, wie wir in Abessinien, so brauchtet ihr auch keine Straßen.“ In der Tat ist dieser Vierfüßer ein Unikum. Absolut vertraut, zähe, bedürfnislos, vorsichtig, kräftig, ausdauernd, eben so gut zum Tragen wie zum Reiten, das sind Vorzüge dieses merkwürdigen Tieres. Es kann allerdings auch störrisch werden; aber da muß man sich nicht wundern bei der Behandlung, die ihm zu teil wird. Schon das Gebiß ist ein Mordinstrument. Kaum ist es ihm eingesetzt, so fängt es beim geringsten Probieren oder darauf Beißen an zu bluten. Der Abessinier erklärt, wenn er darüber interpelliert wird: „Das Maultier ist ungehorsam und störrisch. Wenn wir ihm nicht ein solches Gebiß anlegen, werden wir seiner nicht Meister. Und wenn jemand leiden muß, so ist es besser, es treffe das Tier als den Reiter.“

Auf gefährlichem Pfade prüft, sucht, fühlt das Maultier beständig mit den Vorderfüßen. Bei Nacht — wo zwar nur im Notfalle geritten wird — senkt es den Kopf und untersucht jede Stelle doppelt. Man muß es nur machen lassen. Nie wirft es den Reiter, und wenn er noch so grausam ist, ab; nie strauchelt es; nie stürzt es in den Abgrund. Wenn es zusammenbricht, so ist Ueberladung schuld gewesen. Während des Tages trinkt es sich nicht voll, wenn es auch durstend zu Wasser gelangt, weil es wohl weiß, daß es dann die Last weniger leicht trüge, und daß es ja am Abend zu trinken bekommt. So kostet denn auch ein Maultier zwei- und dreimal mehr als ein schönes Pferd.

Als Minister Ilg einmal in die Schweiz zurückkehrte, hatte er auch seinen 1½jährigen Knaben Menelik, dem der Kaiser zu Gevatter gestanden, mitzunehmen. Das war für eine Reise durch Abessinien eine ungemein schwere Sache. Da traute er den Herzkäfer zwei zuverlässigen Maultieren an. Nämlich so. Er verband die hintereinandergehenden Tiere durch zwei Stangen, baute darauf ein Häuschen mit Bettchen, setzte den Knaben hinein und ließ die Vorhänge während des Tages offen, damit der junge Herr die Aussicht bewundern konnte. Des nachts nahm man das Häuschen herunter, zog die Vorhänge zu und ließ den Reisenden schlafen.

Als ein weiteres Verkehrsmittel — ich rechne also das Maultier zu den Verkehrsmitteln — dient die Telephon- und Telegraphenlinie, die Minister Ilg von Harar nach Adis Abeba erstellt und die durch den Bau der Wüsteneisenbahn eine Verlängerung bis zum Roten Meer erfahren hat. Welche Geduld, Ausdauer und Zähigkeit brauchte es, bis die Drähte von Harar nach Adis Abeba gespannt und unterhalten waren, bis dieses Zeichen der Kultur auf einer Strecke von 450 Kilometer (Paris-Bordeaux) den Dienst

versehen konnte. Elephanten schnüffelten neugierig an dem Werke herum und rissen die Träger aus; Affen turnten auf den Drähten; im Urwalde fielen in der Regenperiode meterlange Bartflechten auf die Leitung und zerrissen sie oder störten wenigstens den Strom — aber die Unermüdlichkeit und Energie unsers Freundes führte doch zum Ziele. Als ich ihm von Harar aus meine Ankunft in dieser Stadt anzeigte, verstand ich ganz gut, wie er in Adis Abeba oben im gewöhnlichen Gesprächstone zu einem Beamten sagte: „Eben teilt mir mein Freund Kollbrunner mit, daß er in Harar angekommen sei."

Abessinien ist ein Land von beispielloser Fruchtbarkeit. 16 und 18 Meter tief ist ganz guter Humus, ganz fette braune und schwarze Erde zu finden. Das sieht man am besten bei den Flußläufen mit ihren vertikalen Ufern. Das ganze Land ist eben vulkanischer Natur. Der Ernährer Aegyptens ist eigentlich Abessinien durch den Blauen Nil. Dieser bringt seit undenklichen Zeiten einen fruchtbaren Schlamm vom Gebirgsland herunter, und dieser wird dann nach der Vereinigung mit dem Weißen Nil im Land der Pharaonen abgelegt.

Aber die „afrikanische Schweiz" hatte schon fürchterliche Zeiten durchzumachen. Während der Anwesenheit Ilgs kamen in fast buchstäblichem Sinne die sieben ägyptischen Plagen über das Land. Das ging so zu:

Als die Italiener in den Besitz von Massaua am Roten Meere kamen, wurde ihnen die Verproviantierung ihrer afrikanischen Truppen durch italienische Ochsen zu teuer. Sie führten daher indische ein. Diese brachten aber die Rinderpest. Alles Vieh ging zugrunde. Die fremden Tiere steckten auch die abessinischen Ochsen an. Fast alle starben. Die Schakale, Hyänen und Aasgeier waren nicht mehr im stande, alles Aas zu fressen. Es verpestete und vergiftete die Luft, weshalb die Menschen eine ähnliche Krankheit wie das Vieh bekamen. Die Felder blieben in Ermanglung von Zugtieren unbestellt; wo keine Saat, ist auch keine Ernte. Daher kam die Hungersnot. Monatelang lagen jeden Morgen vor den Häusern von Ilg, der alles Eßbare geopfert hatte und daher mit seiner Familie von den Vorräten des Kaisers leben mußte, verhungerte Eingeborne, und die Diener Ilgs weigerten sich, noch weiter diese Toten zu beerdigen. In den frühern Saatfeldern schoß meterhohes Unkraut auf, in dem sich die Mäuse und Heuschrecken in's Unendliche vermehrten. Daher zwei neue Plagen. Die Seuche ergriff auch viele Pflanzenfresser der Wildnis, weshalb sich die Löwen und Leoparden an die Menschen machten und sie am hellen Tage aus den Hütten holten. Aber auch die Aastiere wurden sehr gefährlich, weil der ungeheure Nahrungsvorrat plötzlich aufhörte. Im Gefolge eines verheerenden Hungertyphus zeigte sich noch die Cholera, die bei dem so fürchterlich mitgenommenen Volke natürlich einen günstigen Nährboden fand. Als alle die gräßlichen Heimsuchungen vorüber waren, stellte es sich heraus, daß gewisse Provinzen bis auf die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren hatten. Und nun folgte noch der Krieg mit Italien!

Also buchstäblich die sieben Plagen Aegyptens: Rinderpest, Menschenpest, Hungersnot, Mäuse- und Heuschreckenplage, Raubtiernot, Cholera und Krieg!

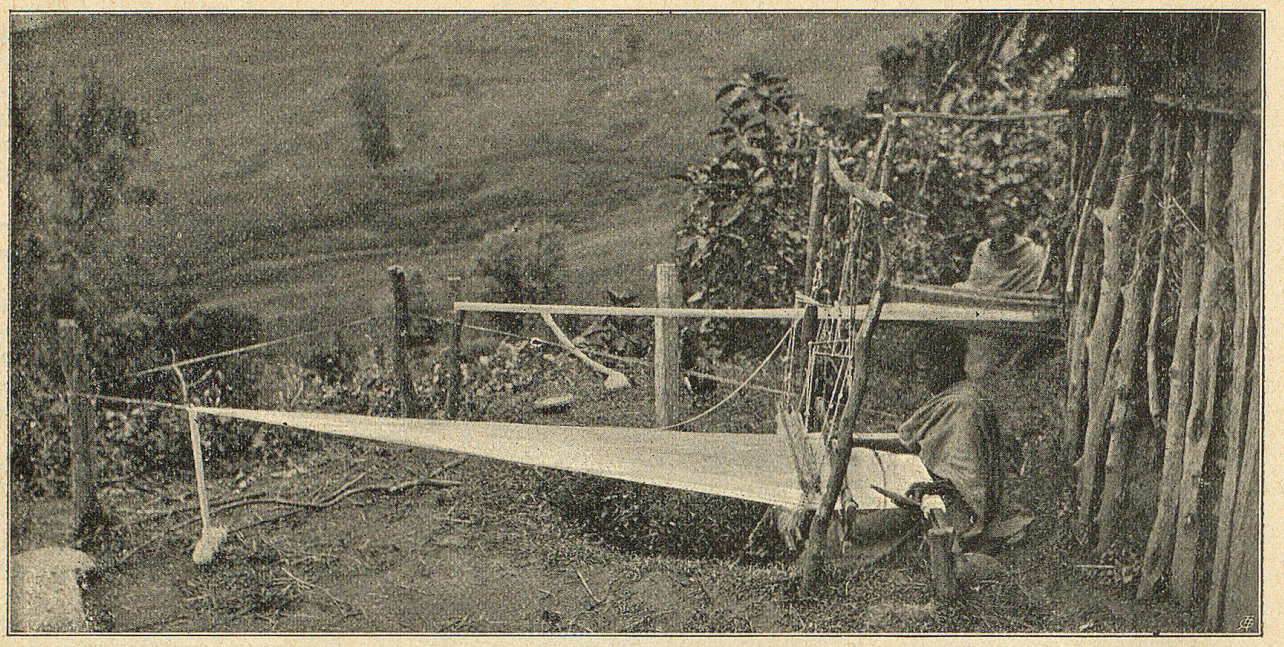
Soviel Interessantes wäre hier noch zu erzählen. Allein der unerbittliche Kalendermann hat mir den Raum so grausam eng zugemessen, daß ich dem Ende zueilen muß. Also nur noch etwas vom Kaiser Menelik und seinem Minister Ilg.

Der Abuna, oberster Priester von Abessinien.

Menelik (eigentlich Menilek) wurde geboren am 17. August 1844, geriet als Knabe in die Gefangenschaft des schrecklichen Theodorus, wurde 10 Jahre lang darin behalten, konnte dann nach Schoa entfliehen, wurde 1889 Kaiser von ganz Aethiopien und hat in den letzten Jahren wiederholte Schlaganfälle gehabt. Er war tatkräftig, wißbegierig, rastlos, intelligent und gegenüber seinen Untertanen gerecht. Einst sagte er zu seinem Ratgeber Ilg: „Der Cussotee gegen den Bandwurm ist so schwer einzunehmen; was meinst du dazu, wenn ich Plantagen von Cussobäumen gründete, in diese hinein wilde Bienen verpflanzte, sie Honig erzeugen ließe und man dann gegen den Bandwurm Cussohonig nähme?" Ilg unterstützte seinen Meister in dieser Idee. Der Erfolg war überraschend. Der Cussohonig ist gut einzunehmen, hat die gleiche Wirkung wie der Cussotee, und jetzt nimmt jedermann das neue Mittel und denkt nur noch mit Abscheu an das alte.

Ilg baute nach europäischer Art Häuser, zeichnete, entwarf Grundriß, Aufriß, Schnitte und lehrte die farbigen Bauhandwerker seine Zeichnungen ausführen. Der Kaiser sah ihm bei allen diesen Arbeiten zu und wollte sie auch lernen. Seine wuchtige Hand mußte Tusch anreiben, die Equerre regieren, die Reißfeder führen und zuletzt wurden eigentliche Bauzeichnungen hergestellt. Als Ilg nach einem längern Urlaub aus Europa zurückkam, sah er auf einem Hügel zwei schöne, nach europäischer Art erstellte Häuser, an welchen selbst die Veranden nicht fehlten. Auf Ilgs Frage nach dem Ersteller sagte der Kaiser triumphierend: „Für diese Häuser bin ich Architekt und Bauherr zugleich gewesen. Ich wollte dir damit den gelehrigen Schüler beweisen. Sie gehören natürlich dir!"

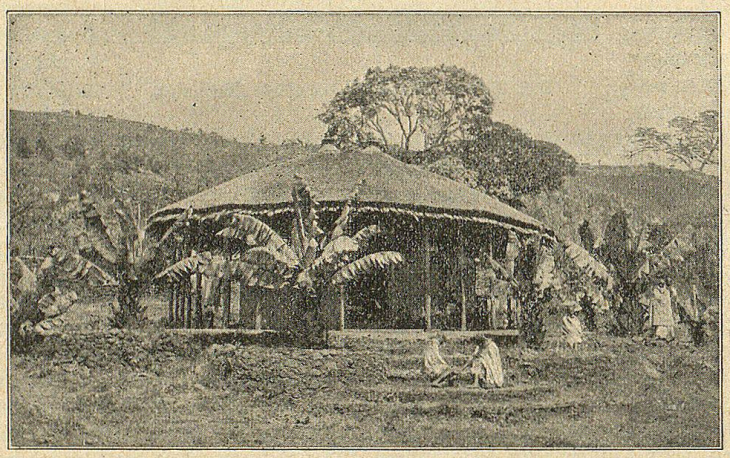
Der Kaiserpalast (das „Gibi") und Ilgs Villa sind durch ein Telephon verbunden. Da wird einmal nachts 1 Uhr bei Ilg angeläutet. Erschrocken springt er zum Apparat.



Abessinischer Weber.

Es ertönt die Brummbärstimme Meneliks: „Schau' einmal den Mond an, er sieht so eigentümlich aus!" „Das ist eine partielle Mondfinsternis, Majestät", antwortet Ilg. „Was ist das?" fragt Menelik. „Das will ich Ihnen gerne morgen erklären, Majestät", meint der Minister. „Nein, komm' doch sofort; die Sache interessiert mich", antwortet der Monarch. Ilg zieht mitten in der Nacht mit Gefolge zum Kaiser hinauf und hält ihm bis zum Morgen astronomische Vorlesungen. Er erklärt ihm gerade auch noch die Sonnenfinsternis, um wenigstens am Tage vor seiner Wißbegierde Ruhe zu haben.

Solche Beispiele zeigen in geradezu prächtiger Weise das patriarchalische, freundschaftliche Verhältnis, in welchem Kaiser und Minister standen. Leider muß ich sagen standen. Denn die Beziehungen haben sich geändert. Es würde viel zu weit führen, wollte ich die Gründe dafür angeben. Ich kann sie nur andeuten.



Behausung eines Europäers.

In der Hauptstadt Adis Abeba weilen beständig eine italienische, eine französische und eine englische Gesandtschaft. Dann kamen hohe Besuche von Rußland, Deutschland, Amerika; ja selbst der Sultan Abd ul Hamid II. hatte eine Gesandtschaft hinaufgesandt. Die Wüstenbahn erleichterte im weitern den Eintritt anderer Europäer, von Jägern, Kaufleuten, Reisenden, Gelehrten. Dadurch wurde die Stellung von Ilg immer schwieriger. Seine Anwesenheit und seine Räte waren den europäischen Vertretern nicht immer erwünscht. Sie glaubten — waren aber dabei allerdings im Irrtum — mit dem Kaiser allein leichteres Spiel zu haben. Es fehlte daher nicht an Intrigen aller Art und Verdächtigungen Ilgs bedenklicher Natur, um den unbequemen Ratgeber dem Kaiser zu entfremden. Obwohl Menelik in seiner natürlichen Intelligenz das Spiel der Diplomaten durchschaute, bewährte sich doch auch bei ihm das Sprichwort: „Steter Tropfen höhlt den Stein." Zudem war infolge der steten politischen Streitigkeiten am Hofe nach und nach eine große Mißstimmung eingetreten und zwar nicht blos bei den Großen des Reiches, sondern namentlich auch bei der Kaiserin Taitu. So machte sich das so wie so schon große Mißtrauen der Abessinier gegen alles fremdländische Wesen auch fühlbar gegenüber langjährigen, bewährten Freunden. Mit zunehmendem Alter wurde Meneliks Ohr empfänglicher für Einflüsterungen; er kam sogar in finanzielle Versuchungen. So geriet er in Widerspruch mit seiner für einen farbigen Fürsten gloriosen Vergangenheit.

Minister Ilg sah mit Betrübnis diesen Gang der Dinge und kam sogar dazu, seine Demission zu verlangen, die ihm allerdings verweigert wurde. Trotz der größten Schwierigkeiten politischer und administrativer Natur hielt Ilg doch noch aus, bis ein drohender Trauerfall in seiner Familie ihn nötigte, zu seiner Heimat zurückzukehren.

Wiederholte Schlaganfälle (während der Abwesenheit Ilgs in Zürich) haben den Kaiser derart alteriert und mitgenommen, daß die europäerfeindliche Partei am Hofe die Oberhand gewann. Ilg erhielt in Zürich zu wiederholten Malen die telegraphische und schriftliche Aufforderung, auf seinen frühern Posten zurückzukehren; allein er konnte sich aus den genannten Gründen nicht dazu entschließen. Die während Ilgs Abwesenheit in der Hauptstadt Adis Abeba entstandene Anarchie — vom deutschen Leibarzt behaupteter, am Kaiser versuchter Giftmord 2c. — beweist zur Genüge, welche Lücke Ilg ausfüllte und welche genaue Kenntnis der Verhältnisse er sich in den langen Jahren erworben hat. So findet man es denn auch erklärlich, daß er das Feld seiner frühern, liebevollen, treuen und uneigennützigen Tätigkeit, der er so viel geopfert, nicht mehr aufsuchte, obwohl er es nur mit Wehmut und mit größtem innerm Schmerze für immer verließ.

Wenn er seine Memoiren schriebe, so gäbe das ein Buch, das an Inhalt und Merkwürdigkeit seinesgleichen suchte. Ich möchte fast sagen, daß er die Veröffentlichung seiner Erlebnisse und Erfahrungen der Mit- und Nachwelt, namentlich aber auch seiner Familie, geradezu schuldig sei, damit jetzt schon und nach seinem Tode jedermann einen Einblick hat in die riesigen Leistungen, die absolute Integrität, die zähe Ausdauer und die stete Treue unsers mit Recht berühmten Landsmannes.

Menschliches und Allzumenschliches aus St. Moritz.

Novelle von J. C. Heer.

Der Expreß hastete die Kehrtunnels von Bergün empor. Im Coupe auf der andern Wagenseite saß eine fremde Dame, begleitet von zwei andern weiblichen Wesen, wohl Gesellschafterin und Kammerfrau. Ihr Gesicht war schmal und blaß, die Augen groß und hellblau, überschattet von langen, düstern Wimpern, die den feinen Zügen einen geheimnisvollen Reiz verliehen. Sehr vornehm, sehr elegant, wie die Frauenwesen sind, die in den Winter von St. Moritz fahren. Wie alt? Dreißig vielleicht. Wer kann das bei einer Amerikanerin genau sagen.

Tag oder Nacht? Das ist bei der Albulabahn die Frage. Und wenn es Tag war, standen draußen die Tannen, vom Schnee zugeklappt, wie geschlossene Regenschirme. Die Dame machte sich nicht viel aus den Bildern der Winternatur, irgend ein Gedanke aber schwebte unter den dunkeln Wimpern, ich vermute, sie dachte „St. Moritz". Dabei gähnte sie leise und elegant, oder zerdrückte das Gähnen mit einem entschuldigenden Lächeln gegen die Begleiterinnen. Und zuweilen nestelte sie an den Handschuhen.

Das war Lady James Asfalg, die Milliardärin, nicht etwa, weil ich es mir einbildete, sondern festgelegt durch die Aussprüche eines Hoteldirektors in Chur und Angestellter der Rhätischen Bahn, auch bekundet durch den Kurier, der in einer andern Abteilung saß, und mehrere Wagenladungen Gepäck mit Hotelfirmen aus aller Welt. Zum erstenmal im Leben hatte ich das Glück, mit einer Milliardärin zu fahren, im nämlichen molligen Wagen und durch die nämlichen Kehrtunnels, die uns im nämlichen Augenblick bald in ein schwarzes Loch hinein, bald daraus hervor führten. Diese soziale Gleichstellung mit der steinreichen Amerikanerin stimmte mich schier andächtig, aber bald gingen meine Gedanken einen andern Weg: Du verdienst jeden Tag zehn Franken, die Dame hat eine tägliche Einnahme von einer Million. Du mußt dich um zehn Franken quälen, der Dame fällt die Million — nicht Franken, sondern Dollars — so selbstverständlich zu, wie uns allen die Sonne und das Regenwetter. Sie mag gähnen oder lächeln, auf einem gemieteten Kameel zu den Pyramiden reiten oder auf einer eigenen Yacht ans Nordkap fahren, Amerika gibt ihr jeden Tag eine Million! Im großen Tunnel der Pizzi Giumels kam ich auf die kühne Idee, Lady James Asfalg einen Ausgleich unseres Einkommens vorzuschlagen, aber ehe ich den schönen Antrag in meinen Gedanken fein genug formuliert hatte, fiel die Lichtflut des Berninagebirges auf uns ein, so groß und verwirrend, daß selbst die Milliardärin die hellblauen Augen und dunkeln Wimpern mit der langen, schmalen Hand bedeckte. Und ehe ich ihr meinen Vorschlag gemacht hatte, waren wir in St. Moritz, und da wir nicht im gleichen Hotel wohnten, blieb mir nichts als ein verzichtendes: „Fahre wohl, mein Goldfasan!"

Die Wahrheit zu sagen: Obwohl es unanständig ist, eine Milliardärin zu vergessen, beinahe hätte ich es in dem prächtigen, etwas tollen Winterleben von St. Moritz getan; aber die kleine, elegante Stadt in den Bergen ist doch nicht so groß, daß sie die Menschen nicht stets wieder zusammenführte, entweder auf den Sportplätzen oder auf den Bällen. Ich sah Lady James Asfalg wieder — wieder! Ich hatte zwar nie die Ehre, ihr persönlich vorgestellt zu werden und meinen Antrag anbringen zu können, aber ich fühlte mich ihr menschlich durch die Tatsache verbunden, daß wir beide in St. Moritz nicht ohne Anwandlungen einer tiefen Wehmut blieben. Wer hat sie nicht, nur die Ursachen sind bei verschiedenen Menschenkindern verschieden. Auch die meine war anders geartet, als die der Lady James Asfalg, und wie man es